



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Korruption am Theater

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Korruption am Theater



Schon Goethe hat im „Wilhelm Meister“ mit klassischer Objektivität geschildert, wie anders das Verhalten des Schauspielers außerhalb des Theaters ist, als man nach seinem Auftreten auf der Bühne erwarten sollte. Ein Uneingeweihter denkt natürlich, daß, wer durch seinen Beruf in steter Berührung mit dem Schönsten und Edelsten gehalten wird, was Talent und Genie der Menschheit an geistigen Schätzen hinterlassen haben, auch im gewöhnlichen Leben stets von einer höheren Stimmung erfüllt sei, die alles Gemeine und Unehle aus seinem Benehmen fern hält. Aber es giebt kaum eine stärkere Enttäuschung als die, die das Privatleben der Bühnenmitglieder, namentlich ihr Verkehr untereinander, dem bietet, der Beobachtungen über den veredelnden Einfluß der Kunst an ihren Jüngern machen zu können glaubt. Nirgends ist die Plattheit, die Trivialität, der Mangel an Verständnis für den geistigen Gehalt der Kunst größer als am Theater. Wie der Bühnenleiter an den Stücken, die er zur Aufführung bringt, nur ein geschäftliches Interesse hat, so ist dem Bühnenmitglied das Stück nur Mittel zu persönlichem Erfolge; die, die noch etwas Verständnis und Genußfähigkeit für ein Werk als solches haben, sind seltene Ausnahmen. Da nun aller innerer Anteil an dem Inhalte der Kunst wegfällt, so kann auch von einer erhebenden Wirkung keine Rede sein. Desto einflußreicher erweisen sich die rein äußerlichen Umstände. Das stete Zusammenprobiren und Zusammenspielen in allen möglichen Beziehungen, von den erhabensten, intimsten und zärtlichsten bis zu den frivolsten, erzeugt einen Grad von Vertraulichkeit, der den Bühnenmitgliedern das Gefühl für ihre Würde als Privatpersönlichkeiten gänzlich verloren gehen läßt; und wenn sie sich ihrer infolge fremder Geringschätzung erinnern, so pflegt man aus der theatralischen Art der Reaktion zu sehen, daß anstatt des Gefühls für persönliche Würde nur noch das Pathos gekränkter Eitelkeit vorhanden ist. Sich selbst überlassen, ist das Benehmen der Bühnenmitglieder unter einander — Ausnahmen natürlich immer abgerechnet — im allgemeinen jeder Würde bar. Nun könnte man allenfalls denken, es gehe einen Unbetheiligten nichts an, wie Mitglieder eines Berufes mit einander verkehren, wenn sie unter sich sind.

Aber in einer Zeit, wo sich die Gesetzgebung aller sozialen Fragen bemächtigt und bestrebt ist, den Arbeiter sittlich zu heben, die Frauen und Mädchen vor unberechtigter Ausbeutung im industriellen Leben zu schützen und dem Familienleben des armen Mannes Achtung zu erweisen, kann ein gesellschaftlicher Zustand, wie er im allgemeinen am Theater herrscht, nicht gleichgiltig sein. Denn die gemeine Vertraulichkeit des Theaterlebens ist nicht harmlos, sie beschränkt sich nicht auf einen burschikosen Verkehr der Männer unter einander, sondern sie trägt eine besondere Signatur, und diese heißt: die Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts. Diese Herabwürdigung besteht aber nicht etwa darin, daß sich im Theaterleben zwischen den beiden Geschlechtern der günstigen Gelegenheit halber leichter Liebesverhältnisse bilden und durch den unerbittlichen Wechsel der Engagements wider den Willen der Beteiligten auch häufiger wieder lösen, als im gewöhnlichen Leben. So lange es sich um wirkliche Neigung handelt, bleibt die Reinheit des Herzens gewahrt, und wenn unter schwierigen Verhältnissen die Besonnenheit gegen die Sophistik der Liebe nicht immer Stand zu halten vermag, so ist das erklärlich und verzeihlich. Wenn aber das Weib die Möglichkeit, in seiner Kunst zur Geltung zu kommen, mit seiner Ehre bezahlen muß, wie es thatsächlich vielfach der Fall ist, so ist das himmelschreiend.

Eine Künstlerin wird, namentlich wenn sie jung, schön und unverheiratet ist, alsbald von allen Seiten umworben. Kavaliere aus den Reihen des Publikums schicken während der Vorstellung prachtvolle Blumensträuße in die Garderobe. Der erste pflegt ohne Namen zu sein; der Absender erkundigt sich aber unter der Hand, ob und wie er aufgenommen worden ist, und wenn die Auskunft befriedigend lautet, dann folgt bei der nächsten Gelegenheit ein zweiter mit einem Briefchen. In dem Briefchen stehen glühende Anerkennungen für die wundervollen Leistungen der Dame und die Versicherung, daß es der Absender für das größte Glück seines Lebens halten würde, wenn ihm gestattet wäre, seine Huldigungen der Gefeierten persönlich zu Füßen zu legen. Dann folgt die Bitte, die Dame mög eine Blume des übersandten Straußes bei der nächsten Vorstellung anstecken, zum Zeichen, daß der Absender nicht ganz ohne Hoffnung sei u. s. w.

Wenn nun auch diese Annäherungsversuche wegen ihrer geschickten Berechnung auf die Eitelkeit junger Damen etwas Verlockendes haben, so sind sie doch die ungefährlichsten, weil man ihnen Einhalt zu thun vermag, wenn man sie beharrlich unbeachtet läßt, und weil die Damen, die als unverdorrene Mädchen aus dem Elternhause auf die Bühne kommen, wohl im allgemeinen nicht darauf hineinfallen werden. Wenn aber eine junge Dame diesen Galanterien gegenüber standhaft bleibt, so bekommt sie von Kolleginnen und Garderobieren sofort höhnische Bemerkungen zu hören. Da heißt: „Wie kann man nur so dumm sein, so etwas von der Hand zu weisen? Da sieht man, daß Sie noch nicht beim Theater Bescheid

wissen. Auf diese Art machen Sie sich nur Feinde. Da dürfen Sie sich freilich nicht wundern, wenn Sie keinen Applaus bekommen, denn der abgewiesene Bewerber wird nun schon dafür sorgen, daß gezischt wird, wenn es wirklich einem andern einfallen sollte, Ihren Leistungen zu applaudiren. Na warten Sie nur, wenn Sie erst eine Zeit lang beim Theater sind, dann werden Sie schon klüger anfangen.“ Diese Anschauungen sind die geistige Atmosphäre, die eine Kunstnovize am Theater täglich einzuatmen gezwungen ist, und wenn nun wirklich einmal der erwartete Applaus an einer Stelle, wo er üblich zu sein pflegt, ausbleibt, dann heißt es: „Sehen Sie, Sie sind selbst schuld dran; Sie haben so schön gesungen, daß das Publikum unbedingt applaudirt haben würde, wenn nur einer den Anfang gemacht hätte. Aber freilich, Sie wollen ja nicht, daß sich jemand besonders für Sie interessiert; nun müssen Sie auch die Folgen tragen.“

Solche Satanslogik sollte nicht einem jungen, unerfahrenen Mädchen sorgenvolle Augenblicke bereiten? Schließlich denkt sie, es sei am Ende doch besser, weniger schroff zu sein, und dazu bietet sich ja bald Gelegenheit. Ein anderer Herr aus der „Gesellschaft,“ der offenbar seiner eignen Schönheit viel Wirkungskraft zutraut, begegnet schon seit einiger Zeit der Dame auffallend oft auf der Straße, wenn sie zur Probe geht. Er weiß es so einzurichten, daß sie ihn bemerken muß, er stellt sich, wenn sie abends auf der Bühne beschäftigt ist, vorn ins Parkett, hält stets den Operngucker vor, wenn sie singt oder spielt, und klatscht mit vorgestreckten Händen, sodaß er ihr auffallen muß. Die Dame freut sich über einen solchen Verehrer ihrer Kunst, um so mehr, da er nicht die Absicht zu haben scheint, sie persönlich zu belästigen. Unwillkürlich sieht sie öfter nach ihm hin, er fängt den Blick mit dem Opernglas auf, dies Spiel wiederholt sich, der Verehrer klatscht immer wütender, wenn die Dame irgend einen wirkungsvollen Abschluß gehabt hat, das Publikum folgt aus Gewohnheit und Gutmütigkeit dem Beispiel, wenn die Leistung nur halbwegs erträglich war, und der „Erfolg“ ist da. Die Dame muß sich mehrere male verbeugen, und was ist natürlicher, als daß eine dieser Verbeugungen in der Richtung nach der Stelle geschieht, wo der „Macher“ des großen Applauses steht und sich mit Händeklatschen und Bravorufen abarbeitet. Die Dame oder sagen wir lieber noch das junge Mädchen fühlt sich beglückt über den Erfolg, und wenn sie auch weiß, daß einer dawar, der das Signal zu dem allgemeinen Beifall gegeben hat, so schreibt sie doch die Begeisterung dieses Herrn auf Konto ihrer guten Leistung, denn der Herr wünscht ja offenbar persönlich nichts von ihr. Vergnügt schreibt sie an Eltern, Verwandte und Bekannte, welches Furore sie macht, und träumt sich schon als Primadonna irgend eines großen Hoftheaters. Da erhält sie eines schönen Morgens ein duftiges Brieflein etwa folgenden Inhalts: „Hochgeehrtes gnädiges Fräulein! Befürchten Sie nicht, daß ich etwa beabsichtige, Sie persönlich zu belästigen.“

Dafür stehen Sie mir viel zu hoch. Aber es kann Ihnen unmöglich entgangen sein, welchen tiefen, unauslöschlichen Eindruck Ihre unvergleichlichen Leistungen auf mich gemacht haben. Traf mich doch neulich einer Ihrer Feuerblicke, als ich, unfähig, meiner Begeisterung Schranken aufzuerlegen, meinen Beifall beinahe in unbescheidner Weise äußerte und mich Ihnen dadurch auffällig machte. Sie ahnen nicht, was Sie mit diesem Blicke in meinem Innern angerichtet haben. Aber fürchten Sie keine Zudringlichkeit. Ich habe nur einen Wunsch, dessen Erfüllung für Sie unbedenklich, für mich der Gipfel des Glücks sein würde: ich möchte ein Bild von Ihnen besitzen, und zwar nicht nur eins, wie es in der Buchhandlung oder beim Photographen käuflich ist, sondern eines, das ich gewissermaßen als Andenken von Ihnen verehren kann. Machen Sie mich glücklich dadurch, daß Sie auf ein Exemplar Ihrer Photographie die Worte schreiben: »Zum Andenken« und darunter Ihren Namen, und zürnen Sie mir nicht, daß ich mich bereits in den Besitz einer solchen Photographie gesetzt habe, die ich mir erlauben werde, Ihnen zu gedachtem Zweck zu übersenden, wenn Sie nicht etwa meine Bitte abschlagen. In größter Verehrung Ihr ergebenster N. N.“

Die Dame empfindet beim Lesen dieses Briefes zwar eine gewisse Bangigkeit, aber doch auch etwas wie Genugthuung; ihre Zweifel bekämpft sie damit, daß sie sich an die wiederholte Versicherung anklammert, der Absender des Briefes beabsichtige keine persönliche Annäherung. Des andern Tages bringt der Postbote die Photographie. Die Dame, die sich einen sichern Verehrer nicht verschmerzen will, schreibt die erbetenen Worte und ihren Namen darauf und schickt sie dann dem Absender zurück. Einige Stunden später klopft es plötzlich an ihrer Zimmerthüre, sie ruft arglos „Herein!“ aber wer beschreibt ihren Schrecken, als die Thüre aufgeht, und der Verehrer aus dem Parkett leibhaftig vor ihr steht! Purpurrot vor Verlegenheit tritt sie einen Schritt zurück, aber schon im nächsten Augenblick hat der Eindringling ihre Hand ergriffen und drückt einen ehrerbietigen Kuß darauf. Dann beginnt er etwa folgendermaßen: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich scheinbar gegen mein Versprechen Sie dennoch mit meiner persönlichen Gegenwart belästige, allein es ist nur auf einen Augenblick; ich konnte dem Drange nicht widerstehen, Ihnen persönlich für die lebenswürdige Erfüllung meines Wunsches zu danken. Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht, und nun leben Sie wohl! Sie zürnen mir doch hoffentlich nicht?“ Ein verlegenes „O bitte!“ des noch unverdorbenen Mädchens veranlaßt den Besucher zu erneuten Danksaugungen, mit denen er sein längeres Verweilen bemäntelt, und im Handumdrehen hat er die Unterhaltung in ein so unverfängliches Geleise gebracht, daß das Mädchen nach und nach seine Fassung wieder gewinnt und dem Besucher im Stillen Abbitte leistet, die Beweggründe seines Besuches einen Augenblick beargwöhnt zu haben. Beim Abschied fragt der Beglückte natürlich, ob er sich wohl erlauben dürfe,

gelegentlich seinen Besuch zu wiederholen, um sich nach dem Befinden des „gnädigen Fräuleins“ zu erkundigen. Die junge Dame sagt ebenso natürlich, daß sie keine fremden Herrn zum Besuch empfangen dürfe, worauf sich der Verehrer entfernt, nicht ohne vorher noch einmal um Entschuldigung für die Freiheit seines Besuches gebeten zu haben. Das Mädchen glaubt nun, die Sache sei abgethan, und freut sich, einen so sichern und allem Anscheine nach anständigen Verehrer ihrer Kunst nicht vor den Kopf gestoßen zu haben. Der „anständige“ Verehrer aber hat alles, was er braucht, um dem armen Mädchen nun eine Schlinge nach der andern um den Hals werfen zu können. Er hat einen Briefumschlag, auf dem von der Hand der Dame seine Adresse geschrieben steht; er besitzt die Photographie, auf die die Dame eigenhändig die Worte „Zum fr. Andenken“ und ihren Namen geschrieben hat; er ist persönlich von ihr in ihrem Zimmer empfangen und freundlich entlassen worden — was brauchts noch mehr? Das nächste ist ein Strauß mit beigelegter Visitenkarte. Selbstverständlich sendet die Dame ihre eigne Visitenkarte als Zeichen des Dankes zurück. Dann kommt eine Begegnung auf der Straße. Der Kunstschwärmer tritt respektvoll heran und fragt, in welcher Richtung die Dame gehe, und bittet um die Erlaubnis, sie einige Schritte begleiten zu dürfen. Aus den paar Schritten wird ein Spaziergang von einer halben Stunde, und diese halbe Stunde wird weidlich ausgenutzt, durch Komplimente aller Art dem auersesehenen Opfer den Kopf zu verdrehen. Ein solcher Spaziergang bleibt aber nicht unbemerkt. Weiderseitige Bekannte begegnen dem Paar, und des Abends wird die Dame in der Garderobe und der Herr nach der Vorstellung beim Glase Wein oder Bier, jedes von seinen Bekannten zu der „Eroberung“ beglückwünscht, die es an dem andern gemacht hat. Das Mädchen bestreitet natürlich jedes Vorhandensein einer nähern Beziehung, aber der flotte „Kavalier“ läßt seine Bekannten nicht ungern merken, daß ihm ein kleines Techtelmechtel mit der niedlichen „Krabbe“ für eine Saison einen ganz angenehmen Zeitvertreib gewähren würde. „Die Kleine ist wirklich allerliebste und noch so naiv, sie ist köstlich; habe lange kein so nettes Mädchel gesehen, habe einstweilen Beschlag drauf gelegt, daß mir kein anderer zuvorkommt. Gefahr ist keine dabei, denn sie hat mir selbst erzählt, daß sie für nächste Saison bereits an ein andres Theater einen Vertrag abgeschlossen hat, also wenn das Theater hier zu Ende ist, geht sie wieder weg, und da hat man doch keine Last davon.“ So ungefähr ist der Standpunkt der beiden Parteien, und nun mag sich der Leser selber ausmalen, wie die Geschichte weitergeht.

Aber es sind nicht allein die „Kavalier“ aus dem Publikum, die den Schönen vom Theater nachstellen. Es thun das auch die Kollegen, und diese haben leichteres Spiel. Zunächst schlagen sie meist einen Ton gemeiner Vertraulichkeit an, namentlich gegen Neuankommende. Ist erst die persönliche Bekanntschaft gemacht, so pflegen die ältern Kollegen, d. h. die Herren, als-

bald die jungen Mädchen mit „du“ anzureden, und wenn diese, namentlich die aus anständiger Familie, dies auch anfangs peinlich empfinden, so haben sie doch nicht den Mut, sich zu verbitten. Die ältern Kollegen hätten auch kein Verständnis dafür. Verbittet sich ein Mädchen das „du,“ so wird sie einfach ausgelacht, man kneift sie in die Wange und faßt sie um den Leib, sie wehrt sich, es entsteht eine kleine Balgerei, der Stärkere hält die Schwächere fest, die Wehrlose wird still und weint, der „Kollege“ läßt los und beschwichtigt, um bei der nächsten Gelegenheit mit den Worten „Bist du mir noch immer böse?“ das Spiel von vorn anzufangen. Das thut nicht einer, auch nicht alle, denn es giebt, wie gesagt, auch am Theater ehrenvolle Ausnahmen von Männern, aber es thuns mehrere, und dem steten Wiederholen dieser Zudringlichkeit gegenüber erlahmt nach und nach der Widerstand des Mädchens. Es dauert nicht lange, so wehrt sie sich nicht mehr, sondern läßt sich dann mit „du“ anreden, läßt sich ohne Widerstand von jedem betasten, auf die Schulter klopfen, die Wange streicheln, bei der Hand nehmen und mit dreisten Redensarten unterhalten. Die Unterhaltungen bewegen sich meist auf dem Gebiete von Zweideutigkeiten, ja es dreht sich einem manchmal das Herz im Leibe herum, wenn man sehen muß, wie schöne, talentvolle junge Damen, die durch Darstellung einer Julia oder eines Gretchens den Zuhörer in poetische Ekstase versetzen, soweit heruntergekommen sind, daß sie im Verkehr mit den Herren „Kollegen“ die nichtswürdigsten Zweideutigkeiten ohne Scham belachen. Wie diese Art von Verkehr auf Frauen und Mädchen einwirken muß, wie sie das Gemütsleben vergiftet, wie sie durch Untergrabung aller edlern Empfindungen die Fähigkeit eines künftigen, reinern Glücks unwiderbringlich vernichtet, das läßt sich leichter denken als beschreiben.

Aber selbst auf die künstlerische Thätigkeit wirkt die Auflösung aller guten Sitten im Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern nachtheilig ein. Denn was im Leben gute Sitte ist, ist es auch auf der Bühne, und wie es im Leben unschicklich ist, sich beim Reden fortwährend gegenseitig anzufassen, sei es an der Hand oder am Arm oder auch bloß am Rock, so ist es das auch auf der Bühne, mit Ausnahme der Fälle, wo das Stück eine Vernachlässigung des Anstandes geradezu erfordert, wobei eben ein anderer Gesichtspunkt in seine Rechte tritt. Man betrachte nur die beliebigen Vorstellungen, namentlich Opernvorstellungen, wie alsbald bei Zwiegesprächen der Sänger die Sängerin anzufassen sucht, entweder an der Hand, oder um den Leib, gleichviel, ob es durch den Inhalt des Gesprächs erfordert wird oder nicht. Da bewegen sich denn die beiden um einander herum, sich stets betastend und sich die Hände reichend, in der Meinung, so erfordere es ein gutes Spiel. Ein Beispiel für alle. Ich sah einmal auf der Krollschen Bühne in Berlin die Oper „Die beiden Schützen“ von Vorzing. Einer der beiden Schützen trifft mit seiner ihm zugedachten Braut zusammen, die ihn aber noch nicht kennt. Er giebt sich, um unerkannt prüfen

zu können, für den Freund ihres Bräutigams aus. Dann macht er der Braut seines Freundes tüchtig den Hof und bittet sich im Verlauf des Gespräches erst die Hand des Mädchens aus, um sie drücken zu können, und später verlangt er sogar als „Freund“ des Bräutigams einen Kuß. Da das Mädchen, wie fast alle Vortzingschen Soubretten, weiter nichts ist als eine etwas idealisirte Schenkmanseß gewöhnlichen Schlages, so erreicht er beides, allein der Sinn der Szene ist doch der, daß Hand und Kuß erst nach längerem Bitten bewilligt werden. Was that aber der wackere Schütze? Noch ehe sich das Gespräch überhaupt auf Hand- und Kußgeben wandte, tappte er bereits an allen Siebensachen seiner Partnerin herum, faßte sie bei der Hand und legte den Arm um ihren Leib. Endlich fing er denn auch an, um die Hand zu bitten, die er — schon längst hatte. Und diesen Unsinn nennt man am Theater „Spiel,“ womöglich gutes oder feines Spiel.

Andre gehen so weit, daß sie während der Vorstellung in den Situationen leidenschaftlicher Umarmung die Partnerin wirklich (statt nur scheinbar) küssen, daß sie sie wirklich fest an sich drücken und ihr in der intimsten körperlichen Nähe Worte und Vorschläge ins Ohr flüstern, die man nicht wiedergeben kann. Uns ist ein Fall derart bekannt, über den die beleidigte Dame bei ihrem Direktor Klage erhob. Sie erhielt auch Schutz. Der beschämte Partner ließ aber dann keine Gelegenheit vorübergehen, die Dame wegen ihres gänzlich „kalten“ Spiels bei Agenten und Kritikern herabzusetzen, und bei jeglicher Art von Tadel, auch dem verleumderischen, bleibt immer etwas hängen, was bei Gelegenheit zum Schaden gereicht.

Bis zu einem gewissen Grade ist das An- und Abstoßen auf diesem Gebiete des Theaterlebens ein planloses, ein dem Impuls und der Gewohnheit entspringendes mehr oder minder offenes Spiel von Trieben, die der Kontrolle durch die strengere Sitte des bürgerlichen Lebens entzogen sind. So war es vermutlich schon zu Goethes Zeit, und es fragt sich, ob es überhaupt viel anders sein kann. In neuerer Zeit aber hat sich die Spekulation auch auf dieses Gebiet geworfen und aus der Korruption System gemacht. Und da sind es namentlich unsre liebenswürdigen „israelitischen Mitbürger,“ die Träger des modernen Humanitätsgedankens, die mit gewohntem Raffinement geschäftsmäßig betreiben, was andre ohne Raffinement und meist ohne Bewußtsein eines Unrechts am weiblichen Geschlechte zu sündigen pflegen. Eine ganze Anzahl von Theateragenten und Theaterdirektoren sind bekanntlich Juden. Ohne Agenten kommt ein Mitglied am Theater aber nicht vorwärts. Es giebt nun unter den jüdischen Agenten und Direktoren solche, von denen jeder, der mit den Theaterverhältnissen vertraut ist, weiß, daß sie keiner Dame, wenigstens keiner schönen Dame, zu einem Engagement verhelfen oder eines mit ihr abschließen, ehe die Dame nicht Bürgschaft für ihre unbegrenzte Gefälligkeit gegeben hat. In einer deutschen Hauptstadt lebt ein sogar Hoftheatern nahe-

stehender jüdischer Agent, dem man die cynische Äußerung in den Mund legt: „Für ein schönes Mädchen geht der Weg zu einem Engagement nur durch mein Schlafzimmer.“ Ein anderer, sehr bekannter jüdischer Direktor brüstete sich damit, daß niemals eine junge Künstlerin an seiner Bühne als „Gretchen“ habe auftreten dürfen, bei der er nicht vorher den „Faust“ gespielt habe. Gewisse Bühnen sind bei allen Künstlerinnen, denen ein gütiges Geschick gestattet hat, ihre Ehre zu bewahren, geradezu in Verfall. Und nun denke man sich die Lage junger Mädchen, die vielleicht im ersten Jahre ihrer Theaterlaufbahn an einer kleinen Bühne Beweise von Talent gegeben haben und nun weiter streben nach größeren Theatern! Was steht ihnen bevor? Sie sind dem neuen Direktor als schön und talentvoll angepriesen worden, und der neue Direktor ist vielleicht einer von denen, die nicht nur das Talent, sondern auch die Schönheit seiner Theatermitglieder geschäftlich verwerten wollen. Das kann auf zweierlei Weise geschehen. Zunächst hat es der Direktor ganz in der Hand, seine Mitglieder zu beschäftigen, wie er will. Gefällt ihm seine neue schöne Schauspielerin persönlich, so kann er es ihr leicht nahelegen, daß sie nach Belieben ihre schönsten Rollen spielen kann, so viel, als sie will, wenn sie sich seinen Gelüsten gefügig zeigt. Thut sie das nicht, so läßt er sie einfach wenig oder in kleineren Rollen auftreten oder kündigt ihr wohl auch den Vertrag nach Ablauf eines Monats. Die Laufbahn der Künstlerin ist dann sehr in Frage gestellt. Oder aber, er hat für seine Person kein besondres Wohlgefallen an der Dame, ist aber durchaus nicht damit einverstanden, daß sie überhaupt unzugänglich sein will. Reiche Liebhaber aus dem Publikum sind für den Direktor nämlich auch ein willkommenener Anhang. Diese sorgen dafür, daß ihre Lieblingskünstlerinnen Strauße geworfen bekommen, kaufen oft eine ganze Anzahl Billets und verschenken sie an gewöhnliche Leute, unter der Bedingung, daß sie tüchtig klatschen, und suchen nebenbei Einfluß auf die Kritik zu gewinnen, damit die Vorstellungen im allgemeinen und die Lieblingsmitglieder insbesondere tüchtig gelobt werden. Wie paßt nun in diese Geschäftsräson eine anständige Dame, die auf ihre persönliche Ehre hält? Was bleibt ihr andres übrig, als ihre Ehre preiszugeben, wenn sie nicht auf ihre Künstlerlaufbahn verzichten will oder so bemittelt ist, daß sie den Spieß umkehren kann? Aber ist es nicht ein schmählicher Gedanke, daß eine Dame, die das Publikum als keusche Ophelia zu Thränen rührt, vielleicht nach der Vorstellung mit dem Herrn Kommissionsrat Tzig oder dem Herrn Direktor Cohn unter vier Augen bei Champagner und Aulstern soupiren wird? Man darf natürlich für solche Behauptungen keine Namen nennen, allein die Sache verhält sich so. Fast jede Künstlerin muß auf ihrer Laufbahn über eine Stelle, wo ein Jude, sei es als Agent oder als Direktor oder als Kritiker, seinen Schlagbaum aufgerichtet hat, der ohne Zoll nicht zu passiren ist, und der Jude als Geschäftsmann — keineswegs alle Juden, unter denen es bekanntlich ebenso reine und ehrenhafte Cha-

raktere giebt, wie unter den Deutschen —, ich sage ausdrücklich, der Jude als Geschäftsmann kennt keine Rücksicht, am allerwenigsten Rücksicht auf die Ehre deutscher Frauen und Mädchen und opfert sie mit der kältesten Grausamkeit seinen persönlichen Gelüsten und seinen Geldinteressen. Wer das bezweifelt, der studire die Verhältnisse des Theaterlebens, und er wird mit Schauern inne werden, welche Menschenopfer da dem jüdischen Schachergeiste und der jüdischen Begehrlichkeit fallen. Auch der oben geschilderte gesellschaftlich verwahrloste Ton im Verkehr der Bühnenmitglieder untereinander hat in neuerer Zeit das Gepräge des jüdischen Eynismus angenommen, der sich von der einfachen Verdorbenheit, die wohl auch in frühern Zeiten dem fahrenden Völkchen der Thespisjünger nachgesagt wurde, wesentlich unterscheidet; er steht einige Grade tiefer. Man braucht nur mit anzusehen, wie solch ein reisender jüdischer Agent, wenn er auf der Suche nach Mitgliedern die Theater bereist, auftritt, mit welcher Unverschämtheit und faunischen Vertraulichkeit er die Damen anredet, denen er vorspiegelt, ein Engagement verschaffen zu wollen. Geht eine Dame nur halbwegs auf den Ton ein, so muß sie gewärtig sein, sofort ein Loblied auf ihre Reize zu hören und eine Einladung zu „gemütlichem Beisammensein“ auf den Abend zu erhalten, damit man sich etwas näher kennen lerne. „Besuchen Sie mich doch heut Abend in meinem Hotel, daß wir einmal mit einander ungestört reden können, man kann nicht wissen, wozu das gut ist; ich werde morgen Ihrem künftigen Direktor von Ihnen berichten.“ So ungefähr spricht solch ein Mensch, klopft der Dame freundlich auf die Schulter, streichelt oder küßt ihr die Hand und verbeugt sich dann mit bedeutungsvollen Blicken zum vorläufigen Abschied. Wir haben mit angehört, wie eine geängstete Dame in einem solchen Falle fragte: „Was soll ich nur thun? ich kann doch nicht zu dem Menschen hingehen, und wenn ich nicht hingehge, verdirbt er mir das Engagement.“ Die Dame ging nicht hin, und das durch den betreffenden Agenten bereits abgeschlossene Engagement wurde später von dem Direktor wieder gelöst, und die Annahme liegt nahe, daß der Agent, unwillig über die „Undankbarkeit“ der Dame, dem Direktor geschrieben hat: „Ich habe die Dame, die ich Ihnen feinerzeit empfahl, nun selbst gehört; sie paßt nicht für Sie, ich rate Ihnen, den Vertrag rückgängig zu machen.“

Es ist in neuerer Zeit viel geschehen, um die materielle Lage der Bühnenmitglieder zu verbessern, namentlich sind die Verdienste der Genossenschaft auf diesem Gebiete nicht hoch genug anzuschlagen. Aber man sollte denken, es müsse sich ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erheben, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Würde des Weibes mit Füßen getreten wird in einem Stande, dessen Berufsthätigkeit zum großen Teile darin besteht, alles, was Dichter und Komponisten in glühenden Farben poetischer Verherrlichung über das Weib gedichtet und gesungen haben, der Menschheit vorzuführen. Die Erniedrigung des Weibes an der Bühne ist ein Schandfleck unsrer sozialen

Verhältnisse, denn es wird Handel und Schacher mit ihnen getrieben, ehrenreicher als der Sklavenhandel in Afrika. Wäre da nicht auch Abhilfe nötig? Daß einzelne Weiber ihre Person freiwillig für ihre Liebe oder ihren Vorteil in die Schanze schlagen, wird sich nicht verhindern lassen, auch giebt es unter den freien Liebesverhältnissen am Theater solche von rührender Treue und unerschütterlicher Dauer; aber der raffinierten Ausbeutung der Unschuld und Hilflosigkeit sollte wenigstens vorgebeugt werden. Das erste und notwendigste Mittel zur Besserung wäre, daß kein deutsches und christliches Bühnenmitglied bei einem jüdischen Direktor oder durch einen jüdischen Agenten ein Engagement abschloffe. Das wäre gar nicht schwer zu bewerkstelligen, und es brauchte niemand ein Wort darüber zu verlieren. Auch giebt es bereits Mitglieder, die nach diesem Grundsatz handeln. Sodann sollten sich die Männer, wenigstens die deutschen und christlichen Männer, darauf besinnen, daß es ihnen besser stünde, das Weib in Ehren zu halten, statt es herabzuziehen. Sie sollten es nicht zum Ohrenzeugen der Zweideutigkeit machen und nicht durch Verleugnung aller Scham in der öffentlichen Unterhaltung den Schimmer der Weiblichkeit verwischen, deren letzte Strahlen selbst das Weib noch manchmal verklären, das aus freien Stücken auf seine gesellschaftliche Unbescholtenheit verzichtet hat.

Endlich ist allen Mädchen, die sich der Theaterlaufbahn widmen wollen, anzuraten, daß sie sich auf die Wahl vorbereiten, entweder ihre Ehre und Würde opfern oder das Theater wieder verlassen zu müssen. Die Dame, die eignes Vermögen besitzt oder vielleicht bald Gelegenheit erhält, durch eine Heirat, und sei es eine solche am Theater selbst, den Gefahren der Erniedrigung zu entgehen, mag es versuchen. Leistet sie Hervorragendes, so hat sie bald gewonnenes Spiel und braucht niemand an sich herankommen zu lassen. Aber wehe der, die Bedingungen annehmen muß, statt sie stellen zu können!



## Aus dänischer Zeit

### 3. Was Mahlmann erzählte

(Fortsetzung)



ein, sie kriegen nich immer ihren Willen," fuhr Mahlmann fort. „Mein Baron, der wollte partuh noch länger in Pries bleiben, obgleich schon viele von seine vornehmen Bekanntschaften mit abgestlagenem Kopf in der Kalkgrube lagen. Er hatte keine Lust, fortzugehen, und saß stundenlang bei Ramsell Manon im Laden und sagte, was ein echter Däne wäre, der hätte keine Angst vor die Franzosen, die thäten ihm ganz gewiß nix! Manchmal aber kommt allens